

Zeitschrift: Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht
Herausgeber: E. Looser
Band: - (1847)
Heft: 8

Artikel: Leben im Urwalde von Tschudi
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-327207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verschießbaren Gefäß aufbewahrt. Man kann auf diese Weise recht wohl die Hälfte des ausländischen Kaffees ersparen, ohne den Wohlgeschmack dieses Getränks sehr merklich zu vermindern.

Das gewöhnlichste Surrogat bilden die Cichorien; es ist aber auch vielleicht das am wenigsten zu empfehlende; nicht als wenn die Cichorie nicht zum Kaffee sehr passende Eigenschaften hätte, aber weil mit ihr ein schändlicher Mißbrauch getrieben wird. Bekanntlich haben sich hin und wieder Cichorienfabriken gebildet; allein wie unreinlich und betrügerisch geht es darin, besonders in den französischen Fabriken, oft zu! — O wer dies schon selbst gesehen oder von Augenzeugen vernommen hat, dem ekelt es vor den Cichorienpäcklein! Oft enthalten diese fast nichts anderes, als schmutzigen, ausgesottenen Kaffeesatz.

Ein weit vorzüglicheres Surrogat gibt die Kunkelrübe, weil sie keinen unangenehmen Beigeschmack hat und beim Rösten den wichtigen Dienst leistet, daß sie durch die Hitze ihr leichtes poröses Wesen aufschließt, gleichsam schwammähnlich wird und so das feine flüchtige Öl vom schweigenden Kaffee einsaugt, sich damit sättigt und dadurch also diesen besten Theil seiner Kraft erhält und im eigentlichen Sinne mehr ein Erhaltungsmittel der vorhandenen Kräfte des Kaffees als ein Ersatzmittel für denselben ist. — Soll jedoch die Kunkelrübe diesen Zweck erreichen, so muß sie mit Sorgfalt dazu auf folgende Weise zubereitet werden: Sie wird gewaschen und in Würfel geschnitten, jedoch von gleicher Größe, weil sonst beim Rösten die kleinen verbrennen, bevor die größern geröstet sein würden. Auf einer trocknen Hürde ausgebreitet, werden sie an der Luft oder im warmen Zimmer welk und trocken gemacht; dann werden sie mit den Hürden in einen Backofen von gemäßigter Wärme gestellt und dort vollends ausgetrocknet. Ein zu heißer Ofen und noch nicht völlig lufttrockne Würfel bewirken ein Syrup erzeugendes Ausschweigen der Rübenstückchen, die sich damit wie mit einem Firniß überziehen, und in dieser Eigenschaft dem Zwecke schaden.

Auch der Absud eines schwach gebrannten Gerstenmalzes gibt ein vorzügliches Surrogat. Während dem Brennen oder Rösten bemerkt man schon, daß die Gerste einen balsamischen Geruch und ätherisches Öl verspüren läßt. Beide zu erhalten, wird sie vorsichtig und nicht schwach, sondern nur braun geröstet. Das Getränk ist nährend, macht keine Hitze und kommt dem Geschmack des Kaffees nahe.

So wäre ich nun mit meiner Kaffeeabhandlung fertig. Darüber ist meine poetische Ader vertrocknet, sonst würde ich zum Schlusse noch ein Kaffeeobliedchen anstimmen. Ich muß aber mit einem ganz einfachen, aber nichts desto weniger herzlichen Grusse an euch, ihr lieben Kaffeeschwestern, schließen, mit dem Wunsche, Gelegenheit zu haben, der einen oder andern von euch thatsächlich beweisen zu können, daß ich den Kaffee zu bereiten und zu schätzen, aber auch mitzutheilen weiß. Nicht weniger wünsche ich, bei der einen oder andern von euch einmal mich thatsächlich überzeugen zu können, daß ihr dieses nicht weniger wisset, als ich.

So empfanget nochmals den kaffeewarmen und zuckersüßen Gruß von eurer
Kaffeeschwester.

Leben im Urwalde von Tschudi.

Unter den jetzt lebenden schweizerischen Naturforschern zeichnen sich außer dem gefeierten Agassiz besonders auch zwei junge Männer, Herr Zollinger aus dem K. Zürich und Herr Tschudi aus dem K. Glarus, rühmlichst aus. Herr Zollinger hält sich gegenwärtig in Batavia auf und lebt dort ausschließlich seinen fruchtbaren Studien und Forschungen. Von Zeit zu Zeit sendet er unter andern dem Herrn Prof. Morizi in Solothurn, seinem Freunde und Fachgenossen, einem anerkannten, ausgezeichneten Botaniker, die seltensten Pflanzen und andere Naturalien. Herr Tschudi hat bekanntlich vor einiger Zeit eine Reise zur wissenschaftlichen Ausbeute nach Südamerika gemacht und hält sich, von derselben wohlbehalten zurückgekehrt, gegen-

wärtig in St. Gallen auf. Ganz neulich ist er zur Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft, vom preussischen Könige decorirt worden. Er hat eine herrliche und mehr als das, auch eine wahre Schilderung vom Leben im Urwalde von Peru in seinen Skizzen aus Peru geliefert. Wir theilen sie nun unsern geneigten Leserinnen hier mit, in der Hoffnung, daß sie ihnen einiges Interesse gewähren werden. Sie mögen daraus sehen, daß die Natur, Schönheiten jener so überreich gesegneten Landstriche nicht ohne große Beschwerden, Entbehrungen und Mühseligkeiten erforscht und bewundert werden können, und daß eine unendliche Ausdauer, ein allen Drangsalen kräftig entgegen tretender Geist dazu gehört, wenn man es wagen will, tief in jene gefährvollen Regionen einzudringen.

Mit einem wehmüthigen Gefühle, beginnt der kühne Reisende, nimmt der Naturforscher, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, ferne von den menschlichen Wohnungen, tief im Urwalde, seine Hütte zu bauen, um dort ungestört dem Studium der reichen Natur zu leben, von den Indianern, deren Ranchos (Anstiedlungen) schon bis an die Grenze vorgeschoben sind, Abschied, und tritt seine hoffnungreiche Wanderung, von einem treuen Gefährten begleitet, an. Noch einmal blickt er zurück, wo er unter gastfreiem Dache mühevoll erworbene Sammlungen und die meisten seiner Effekten zurückläßt, schaut dann hinüber in den dunkeln Wald, seine künftige Heimath, und kaum ahnet er, was ihn dort erwartet, welche feindliche Mächte sich seinem unermüdlischen Eifer entgegenstellen werden. Zwar unterließen es die befreundeten Indianer nicht, ihm alle Schrecken des einsamen, unheimlichen Waldes mit grellen Farben auszumalen und ihm besonders die Stämme der Wilden, die fortwährend den Forst durchstreifen, und die friedlichen christlichen Bewohner verfolgen und beängstigen, als die furchtbarsten aller Feinde zu schildern und ihm sorgend von seinem gewagten Unternehmen abzurathen; aber sein Entschluß ist gefaßt, der Reiz jener verschlossenen Regionen, in denen sich ihm eine nie gesehene Welt erschließen soll, ist zu groß, der drängende Eifer zu heftig, als daß er der Warnungsstimme Gehör geben würde; rüstig schreitet er mit seinem Begleiter vorwärts und bald sind beide hinter einer dichten Baumgruppe verschwunden. Mit wenigen Habseligkeiten beladen, meistens nothwendige Geräthe zum Aufbewahren der errungenen Naturschätze, während auch die nothdürftigsten Gegenstände für die eigene Bequemlichkeit zurückgelassen wurden, mit den unentbehrlichsten Handwerkszeugen, aber reichlich mit Wasser versehen, dringen sie durch das Dickicht, und durchschreiten den Grenzfluß zwischen den christlichen und wilden Indianern. Der Weg ist beschwerlich; in dem dicht verschlungenen Unterholze, wo sich zahllose Bejukos (Schlingpflanzen) von Baum zu Strauch wegranzen ist jeder Schritt gehemmt, mühsam muß freier Raum mit Messer und Beil geöffnet werden, um oft nur auf Händen und Füßen unter dem dichten Netzwerke durchzukriechen, und nur langsam rücken sie vorwärts, im steten Kampfe mit der überreichen Pflanzenwelt. Bald werden steile Abhänge erklettert, wo die vielfach gewundenen Lianen dem Fuße als Stufen dienen, bald kleine Pampas mit scharf schneidenden Gräsern durchschnitten oder umgestürzte Stechpalmen vorsichtig umgangen, bald hindert ein reißender Waldstrom, von schroffen Erdschlipfen eingefast, das weitere Vordringen, das erst durch einen halbfaulen Baumstamm, als unsichere Brücke, möglich gemacht wird. Manche Stelle wird zum Bau der Hütte vorgeschlagen, aber nach genauer Untersuchung wieder verworfen, bis endlich, nach langer, mühevoller Wanderung, ein passender Platz entdeckt und zur neuen Heimath bestimmt wird. Es ist eine finstere Ebene, aber in der Nähe rieselt eine Quelle von klarem Wasser vorüber, und diese gab bei der Wahl den Ausschlag. Nachdem die müden Glieder durch die Nachtruhe gestärkt wurden, ruft der erste Morgenstrahl zum Beginn des wichtigen Werkes. Der Anfang wird mit dem Fällen der Bäume gemacht, um der künftigen Wohnung einen freien Raum für Tageslicht und Wärme zu verschaffen. Die Hand, welche früher nur die Feder und das anatomische Messer geführt hat und nun Tage lang mit der bald abgestumpften Art an die harten Bäume schlagen muß, fühlt empfindlich die ungewohnte Beschäftigung, und läßt oft wund und

kräftlos das Werkzeug fallen, das sie so gerne noch rüstig führen möchte; aber die physische Möglichkeit vermag nicht immer dem ernstesten Willen zu folgen. Glücklicherweise schätzt sich dann der Naturforscher, daß sein Gefährte, seit vielen Jahren an ein saures Tagewerk gewöhnt, mit rüstigem Fleiße fortarbeitet und das Werk ungleich rascher fördert, als er selbst es vermöchte. Gerne werden beim Fällen die größten Bäume ausgewählt, denn bei ihrem Sturze reißen sie Dutzende von andern mit sich oder brechen ihnen die Kronen ab, was immer ein großer Gewinn für die Umgebung des Hauses ist. Von den umgeschlagenen Bäumen werden vier ausgewählt, alle Äste, bis auf zwei, abgeschlagen, und diese gabelsförmig zugespitzt. Dies sind die vier Eckpfeiler der Hütte, welche je 8 Schuh von einander, ein paar Fuß tief in die Erde eingerammelt werden. Vorzüglich geeignet dazu ist der weißrindige, grade Drachenblutbaum, da er nicht leicht fault, und wegen seines bitteren, rothen Saftes nur selten von den Ameisen besucht ist. In die Gabeln der Pfeiler werden starke Querbalken eingeklemmt, und auf diese das Gerippe des Dachstuhles gesetzt, das aus zwei dreieckigen Scheeren besteht, von denen jede auf zwei Eckpfeilern ruht; ein dünnes Baumstämmchen verbindet sie oben und bildet die Firste des kaum 10 Fuß hohen Hauses; den Zwischenraum der beiden Scheeren des Dachstuhles füllen querüber gelegte Cannas bravas, ein hartes, volles Schilfrohr, aus, die mit dünn geschnittenen Streifen von Baumrinde an die Hauptstangen festgebunden sind. Zur Erholung von der schweren Arbeit des Baumfällens werden Excursionen an den fernen Fluß gemacht, um dort mit starkem Messer den Rohrbedarf zu schneiden, oder es wird der Wald durchstreift, die Rinde von gewissen Bäumen abzuschälen und sie in schnurartige Streifen zu spalten, oder um Omero aufzusuchen und gewichtige Bürden davon auf den Platz zu schleppen. Die Blätter dieser, zur Familie der Pandaneen gehörigen Pflanze (*Phytelephas macrocarpus* R. Pav.) liefern das beste Material für ein dem Regen undurchdringliches Dach; sie sind etwa 1 bis 1½ Fuß lang und stehen in zwei Reihen am 15 bis 20 Fuß langen Blattstiele. Zum Gebrauche wird eine Reihe der Blätter über die andere geknickt, so daß beide sich deckend, fahnenartig vom Stiele abstehen; mit nach unten gerichteter Spitze werden sie dachziegelförmig mit Hachahuasca *) auf den Dachstuhl gebunden; legt man sie dicht neben einander, so braucht es zwar sehr viele dieser Blätter, aber das Dach bekommt eine Festigkeit, durch die es Jahre lang allen Stürmen und Ungewittern widersteht. Glücklicherweise steht der Omero gewöhnlich gruppenweise, was das Herbeischaffen sehr erleichtert; wenn aber eine solche Familie ausgebeutet ist, kann man wieder stundentlang den Weg durchsuchen, ehe man eine andere findet, schneidet im Vorbeigehen auch die einzeln stehenden, sehr großen ab und bindet sie auf den Rücken, oder legt sie auf hohe Baumwurzeln, bis der Vorrath groß genug ist, den weiten Weg nach der Hütte zu lohnen.

Die Seitenwände der täglich sich mehr entwickelnden Wohnung werden aus dünnen, aufrecht stehenden Baumstämmen aufgeführt; mit dem untern Ende sind sie leicht in die Erde gerammelt, oben mit dem obern an die Querbalken festgebunden. Es ist ohne Mühe und Zeitverlust nicht leicht möglich, nur schnurgerade Pfähle zu finden: die knorrigten und krummen werden daher auch benutzt, aber immer so gestellt, daß ein möglichst kleiner Zwischenraum offen bleibt, dabei gibt es doch zuweilen Löcher, durch die man mit dem halben Leibe durchfahren könnte. Querübergewundenes Rohr oder Baumzweige helfen diesem Uebelstande ab, wodurch freilich die architektonische Schönheit nicht gewinnt, das Ganze aber ein abenteuerliches Aussehen erhält. Zwei lange Stämme in der Mitte der Seitenwände unterstützen das Dach. Das Ausfüllen der Waldungen mit Moos ist nicht nothwendig; das heiße Klima erfordert eine solche Vorsicht nicht; auch entfernt der freie Luftzug leichter den durch die große Feuchtigkeit sich fortwährend erzeugenden moderigen Geruch. Die Thür aus Rohr, welches der Länge nach über

*) Von Hacha, der „Wald“ und huasca, die „Schnur.“ Die Indianer nennen alle Baumrinden oder Schlingpflanzen, die sie zum Binden gebrauchen, Hachahuasca.

zwei kreuzförmig gelegte Aeste gebunden ist, hängt in zwei Schlingen von starken Walschnüren am Pfosten; die Stelle des Schlosses vertritt die Kette von einem Felleisen. Fenster sind nicht nöthig, da durch den Eingang und die sehr durchscheinenden Wände hinreichend Licht eindringt. Die innere Einrichtung ist eben so einfach als der äußere Bau. Eine Decke von Rohr theilt die Hütte in zwei Stockwerke; das obere vom innern Dachraum gebildete, ist in der Mitte kaum vier Fuß hoch, läuft nach den Seiten, schnell niedrig werdend, unter spizen Winkeln aus, und ist zur Schlafstelle bestimmt, da es weniger als das untere, der Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Die Betten bestehen aus zwei Panchos, der eine als Matratze, der andere als Decke. Ein viereckiges Loch verbindet die beiden Etagen, ein Baumstamm mit eingehauenen Tritten dient als Leiter. Das Erdgeschosß ist ein geräumiger, viereckiger Raum von 6 Fuß Höhe, 8 Fuß Breite und eben so viel in die Länge. Der Fußboden wird von hartgetretener Erde gebildet, nachdem vorfichtig alle Baumwurzeln und Pflanzen entfernt sind: ein kleiner Graben längs der innern Seite der Palisadenwände leitet das etwa sich ansammelnde Wasser ab. Vier in der Hütte eingerammelte Pfähle tragen eine Decke von zusammengebundener *Canna brava*; dieß ist der Tisch; zu jeder Seite von ihm stehen ähnliche, aber niedrigere Gerüste aus dem unschätzbaren Rohre (*Cynerium*) gebaut; sie vertreten die Stelle von Bänken. An zwei quer durch die Wohnung befestigten Stangen hängen der Reservetopf, die dicken Säcke mit den wenigen Habseligkeiten, die später den Naturalien weichen müssen, und die Mundvorräthe, wenn es zufälligerweise solche geben sollte. Ein dünnes Stämmchen an der Außenseite einer der Wände trägt ein paar eiserne Haken, an denen die erlegten Thiere aufgehängt werden, um ihnen leichter die Haut, Stoff für einige wissenschaftliche Arbeiten, abzuziehen. Zwischen den hohen Wurzeln eines nahe gelegenen Baumes wird die Küche eingerichtet; zwei Einschnitte dienen als Stützpunkte für eine Stange von hartem Holze, die den Kochtopf trägt. Nur wenn die dichte Krone des Baumes nicht mehr hinreichenden Schutz gegen den herabströmenden Regen darbietet, wird die Küche unter den Vorsprung des Daches verlegt, wo aber der Rauch ein zu naher, lästiger Gefährte ist; ein kleiner Vorrath von Holz zum Trocknen wird ebenfalls unter diesem Vorsprunge aufbewahrt.

Nach einem angestregten Arbeiten von 12 Tagen ist endlich der Bau vollendet, und wohlgefällig ruhen die Blicke auf der selbstgeschaffenen Hütte. Sie ist zwar unvollkommen und roh, bietet aber einen hinlänglichen Schutz gegen die glühende Hitze des Tages und gegen die nächtlichen Gewitterstürme. Mit befriedigendem Selbstgeföhle wird sie eingeweiht, denn es ist für den durch das stete Umherirren fast heimathlos Gewordenen ein unsäglicher Genuß wieder einmal eine, wenn auch noch so ärmliche Stätte zu haben, die er sein nennen kann, besonders wenn er sie sich mit Mühe und Schweiß errungen hat. Muthig wird nun das neue Leben begonnen, das sich in ziemlich gleichmäßiger Ordnung Tag für Tag wiederholt; die Hauptbeschäftigung ist die Jagd, deren Zweck ein doppelter ist; einerseits muß sie ausschließlich den nöthigen Bedarf zum Lebensunterhalte liefern, denn in dieser Wildniß ist der Anbau von Kulturpflanzen für den Vereinzelten unmöglich und die eßbaren Früchte des Waldes werden, vor ihrer vollkommenen Reife, von den Affen, Beutethieren, Papageyen und Waldhühnern oder von unzähligen Insekten verzehrt oder ungenießbar gemacht, und der Mensch ist gezwungen, diesen gierigen Rivalen die Beute zu überlassen; anderseits aber vermehrt sie die wissenschaftliche Ausbeute, die der Zweck dieses einsamen Waldaufenthaltes ist.

Sobald der erste Schimmer des anbrechenden Tages durch den finstern Forst dringt, wird das harte Lager verlassen und in der nahe gelegenen klaren Quelle ein Frühtrunk genommen und dann aus den Ueberresten der Mahlzeit vom vorigen Tage ein kärgliches Frühstück bereitet; das bis Sonnenuntergang die Bedürfnisse des Magens befriedigen soll. Wenn dann die doppelläufigen Flinten gereinigt und frisch geladen und die Hüttenthüre mit der Kette wohl verwahrt ist, um einem feindlichen Besuch, wenigstens für den ersten Augenblick, ein Hinderniß entgegen zu stellen, trennen sich die beiden Gefährten, jeder auf seiner Seite Waldmannsglück versuchend,

um sich erst am Abend wieder zu vereinigen. Anfänglich, noch nicht vertraut mit den Umgebungen, werden nur Streifereien in der Nähe gemacht; wenn aber durch die tägliche Wiederholung eine genauere Kenntniß des Waldes erworben ist, und sich auch gleichzeitig die Thiere, durch die feindlichen Menschen aus der Nähe der Wohnungen verscheucht, mehr und mehr zurückziehen, werden auch die Jagdexcursionen weiter ausgedehnt. Mit der Entfernung steigert sich auch die Vorsicht, denn in dem fast undurchdringlichen Walde, wo tausende von Umwegen gemacht werden, bald um unübersteigbaren Stellen auszuweichen oder sich auf weniger mühsame Weise durch das Dickicht zu winden, bald um das Wild zu belauschen, oder das angeschossene Thier zu verfolgen, und wo selbst der Anblick der weilenden Sonne durch dichte Blättergewölbe dem suchenden Auge entzogen wird, ist es nicht leicht, selbst mit Hülfe des Kompasses, die kleine Stelle, wo die Hütte steht, zu treffen. Gewisse Zeichen, von Strecke zu Strecke in die Bäume eingeschnitten, bilden den sichersten Faden, um den Rückweg aus dem Labyrinth zu finden. Doch auch dieses Hülfsmittel wird nach und nach fast überflüssig; wenn durch die unterbrochene Uebung die Sinne verfeinert sind, dann lernt auch der europäische Jäger, der Anfangs den ganzen Wald von Wild fast entblößt fand, und es nur bemerkte, sobald es sich durch laute Stimme oder Bewegung verrieth, auch die Thiere in ihrer Ruhe zu entdecken und jedes noch so leise Geräusch gehörig zu beachten und mit geschärftem Auge und Ohr den Wald zu durchspähen. Dem Zittern des Blattes, dem Schwanken des Zweiges, dem Knacken des Astes, dem fast unmerklichen Rascheln des dürrn Laubes wird vorsichtig nachgeforscht, und die Ursache davon gewöhnlich in einem willkommenen Thiere entdeckt. Genau betrachtet er die angefressenen Zweige und verfolgt leise die Fährten auf der feuchten Erde oder in den tiefen Moderschichten; wenn er aber plötzlich auf frische, menschliche Fußstapfen stößt, dann ergreift ihn ein unheimliches Gefühl; denn sie verrathen ihm die Nähe des furchtbarsten Feindes, den wilden Indianer. Unverzüglich wird in jeden Fintenlauf noch eine Kugel geschoben, die Hähne gespannt und langsam vorwärts geschritten; bald entdeckt er auch das halberloschene Feuer, um das die Horde die Nacht durch gelagert hatte und kann leicht berechnen, wie zahlreich sie war, denn jeder Indianer slicht sich einen Keis aus Baumzweigen und setzt sich in seine Mitte neben das Feuer. Die Klugheit gebietet ihm nun einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen, um ein Zusammentreffen mit den überlegenen Feinden zu vermeiden, das, trotz der imponirenden Feuerwaffe, für den Vereinzelten immer gefährlich ist. Wenn sich der Hunger, durch den spärlichen Morgenimbis nicht für den ganzen Tag gedämpft, einstellt, werden einige der stacheligen Früchte des Omero gesammelt und auf einem ungestürzten Baumstamme als fades und unverdauliches Mittagmahl verzehrt. Diese Früchte entwickeln sich gleich über der Wurzel der Pflanze und enthalten in mehreren Fächern eine gallertartige, unschmackhafte, graue Masse; wenn sie erstarrt, wird sie weiß und sehr hart; im Handel ist sie in dieser Gestalt unter dem Namen des „vegetabilischen Elfenbeins“ bekannt. Nach acht- bis zehnstündigem Herumstreifen wird der Rückweg nach der Hütte eingeschlagen, oft mit einer reichen Beute, häufig aber nur mit wenigen Vögeln, von der Größe der Sperlinge; dann freilich nicht heiter, denn war das Glück dem in anderer Richtung jagenden Gefährten nicht holder, so ist ein unwillkürliches Fasten der Lohn eines angestregten, aber vergeblichen Tages. Sogar die Freude unter den erlegten Vögeln mehrere neue Arten zu haben, wird sehr herabgestimmt; das näher liegende physische Bedürfnis übertönt den fernern, geistigen Genuß. In der Hütte angelangt, wird die Jagdtasche sorgfältig geleert und auch die des bald erscheinenden Gefährten gemustert, und nun beginnt der zweite Theil des Tagewerks; die Thiere werden ausgemessen, aufnotirt und abgebalgt, ihr Körper in den Topf geworfen und in Wasser ohne irgend eine fernere Würze gekocht. Ein buntes Gemisch vereinigt sich hier zu einem Gerichte. Der Papagey und die Beutelratte, der Pfefferfresser und das Nasenthier, der Affe und die große Landschnecke, — alle müssen beitragen, um die Hauptmahlzeit so reichlich als möglich zu machen. Wenn dann die Thierbälge gehörig zum Trocknen bereitet, die Insekten aufgespießt,

die anatomischen und zoologischen Bemerkungen niedergeschrieben sind, und das Fleisch gahr ist, wird der Topf in die Hütte getragen, das Essen in einer großen Kürbisschaale angerichtet und eine Mahlzeit genossen, die wahrlich einem Urwaldshunger vortrefflich schmeckt; fallen auch, vom Dampfe der rauchenden Schüssel betäubt, Tausendfüße und andere Insekten aus der Rohrdecke in die Suppe, so vermögen sie doch nicht die Gflust zu vermindern, werden jedoch sorgfältig abgeschöpft. Oft gibt es aber auch feine Gerichte, wenn fette Laufstauben, rebhuhnartige Tinaums oder junge Waldhühner erlegt wurden; auch der am Ladstock gebratene Affe ist dann ein Leckerbissen.

Mit einem eigenthümlichen Gefühle sieht der Naturforscher in spätern Jahren in den europäischen Museen der Schaulust des Publikums ausgestellt, oder zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt, die ausgestopften Bälge der Thiere, deren magere Leiber ihm während seines Aufenthaltes im Urwalde die kümmerliche Nahrung gegeben haben. Nach dem Essen werden während der kurzen Abenddämmerung noch nothwendige häusliche Geschäfte verrichtet, als da sind: Waschen des Kochtopfs, Wasser tragen, Holz spalten und Drehen von Schnüren aus dem Baste von Agavenblättern, um die Pallisadenwände solider zu befestigen. Die Nacht setzt endlich allen diesen Beschäftigungen ein Ziel und nun soll auch noch ein Genuß der Lohn der Tagesarbeit sein; die festgesponnene Rolle vom schwarzen Tabak von Bracamoros wird hervorgeholt, ein paar Scheibchen davon abgemessen und diese klein geschnitten in Streifen Papier gewickelt zu Cigarren gedreht. Die gegenseitige Mittheilung der Erlebnisse des vergangenen Tages, Erinnerungen an das ferne Europa, die Wiederholung von schon hundertmal erzählten Geschichten und Pläne für die Zukunft erfüllen die angenehme Ruhepause, die auf einem umgehauenen Baumstamme in der kühlen Abendluft vor der Hütte zugebracht wird. Zum Beschlusse werden noch die nahestehenden Bäume mit einer Blendlaterne untersucht, um die erst zur Nachtzeit erscheinenden Käfer einzusammeln. Nachdem die Hüttenthür von innen verrammelt und die Flinten in Bereitschaft gesetzt sind, um einem Angriff der wilden Indianer vorbereitet entgegen zu treten, werden die müden Glieder auf das harte Lager ausgestreckt. Aber noch lange dauert's, ehe die ersehnte Ruhe eintritt; denn die unangenehmen Gäste der Hütte wetteifern mit den Bewohnern des Waldes, den Schlaf zu verschrecken. Die blutsaugenden Fledermäuse schwirren in dem engen Raum herum und stoßen fortwährend gegen die Dachwände, zudringliche Beuteltatten laufen über den erschlafften Körper weg, Schaaren von Ameisen kommen, um das Bett mit dem Ruhenden zu theilen und die unerträglichen Stechfliegen verwunden Gesicht und Hände mit ihren scharfen Stacheln; draußen aber ertönen die unheimlichen Stimmen der nächtlichen Thiere in den mannigfaltigsten Abwechslungen; das Brüllen des blutdürstigen Raubthieres über-tönt das Wehgeheul der verfolgten oder erreichten Beute, das Bellen des hungrigen Vielfraßes wechselt mit dem Geschrei des hilflosen Faulthiers, das Schreien der Gule mit dem kreischenden Rufe des Aburrihuhnes, das laute Hämmern des Frosches begleitet das weithallende Knarren der trägen Kröte und häufig dringt der dumpfe Ton der Rohrhörner der sich zum Schlafe sammelnden Indianer schauerlich durch den Urwald. Doch die Natur fordert ihre Rechte; trotz dieser unangenehmen Störungen, trotz des fast unerträglichen Brennens der durch die Gebüsch- und Schlingpflanzen zerfetzten Haut, stellt sich der Schlaf ein, und wenn auch am Morgen der Eindruck der Rohre, die zum Nachtlager dienten, als tiefe Furchen am Körper zu sehen ist, so wird das neue Tagewerk eben so freudig begonnen, als wenn die Glieder in weichen Pfühlen geruht hätten.

Traurig und düster ist das Leben im Walde, wenn endlose Regengüsse die Excursionen unmöglich machen; denn zwei nur schwer zu überwindende Feinde treten dann auf: der eine ist die Feuchtigkeit, der andere die Nahrungsforgen. Kaum kann noch das Tagebuch auf dem nassen Papier geführt werden, die Werkzeuge und Waffen werden von dichtem Rost überzogen, das Pulver zerfließt in der Flinte zu einer breiartigen Masse, die mühevoll erworbenen Samm-

lungen verschimmeln, der letzte kleine Vorrath des röthlichen Steinsalzes verwandelt sich in eine Lacke Wasser, die am Abend ausgezogenen Sandalen sind am Morgen schwammig und fast unbrauchbar, das sorgfältig aufbewahrte trockene Holz wird wieder naß und brennt nur sehr schwer, um die Hütte bildet sich ein Morast, den auch die tief gezogenen Graben nicht verhindern können; in der Wohnung selbst entstehen Pfützen, und nur die kleine Dachkammer ist der einzige trockene Ort, wohin auch die Habseligkeiten und Sammlungen geflüchtet werden. Der Wald gleicht einem Sumpfe, das Gehen auf der nassen, fetten Erde ist beschwerlich und an den steilern Stellen ganz unmöglich; dem Anstreifen an einen Busch folgt ein dichter Regen, der schwächste Wind schüttelt in Masse das auf den Bäumen angesammelte Wasser herunter. Die Thiere haben sich in ihre sichern Höhlen, die Vögel in ihre geschützten Nester zurückgezogen und nur selten gelingt es, irgend ein Wild zu erlegen; denn auch der frischgeladene Schuß verfehlt wegen der Feuchtigkeit des Rohres häufig das Ziel. Dadurch steigert sich der Mangel an Lebensmitteln täglich mehr und mehr und fängt bald an, sehr empfindlich zu werden. Die Frucht des Omero vermag wohl den stärksten Hunger etwas zu bändigen, wird aber nach einigen Tagen widerlich und ungenießbar und macht wegen ihrer großen Unverdaulichkeit heftiges Magendrücken. Die einzige Quelle, aus der noch einiger Trost geschöpft werden kann, ist ein nahe gelegener, von kleinen Fischen bevölkerter Fluß; die Angeln werden dann hervorgesucht und des Nachts an langen Schnüren, am einen Ende um einen Stein gebunden, mit Würmern bespickt, in das Wasser gelegt. Gerade die regnerischen und trübsten Nächte sind zu diesem Fange die günstigsten, denn die welsartigen Fischchen beißen weder bei Tage noch in mond hellen Nächten an den Köder. Aber auch hier ist die Beute nicht sonderlich groß und sie muß als sehr glücklich betrachtet werden, wenn sich in der ganzen Nacht ein Duzend spannenlanger Fischchen fangen. Der fortwährend steigende Fluß reißt trotz aller Vorsicht häufig die Angelschnüre mit sich fort, was in der traurigen Lage ein doppelt fühlbarer Verlust ist.

Die Tage spinnen sich einformig und langsam ab. Wenn die Beobachtungen und Erlebnisse aufnotirt sind, werden die Waffen gepuzt und mit dem für diesen Zweck sorgsam aufgehobenen Thierfett bestrichen, die Sammlungen durchmustert und vom Schimmel gereinigt, die Kleidungsstücke geflickt oder durch neue ersetzt, was besonders bei den Hemden der Fall ist, die oft nach eintägigem Tragen im Walde an Rücken und Armen ganz zerfetzt sind; aus einem für einen ganz andern Zwecke bestimmten Stücke Segelleinwand werden sie zugeschnitten und mit selbstverfertigtem Zwirne und den Nadeln aus dem anatomischen Besteck genäht; die faulenden Sandalen müssen durch neue ersetzt werden, wozu die Felle der größern Thiere aufgespart wurden. Die übrige Zeit wird mit dem Drehen von Zwirn, Angelschnüren oder Stricken ausgefüllt. Das große Bedürfniß, den Geist durch Lesen angenehm zu beschäftigen, kann leider nicht erfüllt werden, denn die ganze Bibliothek besteht aus ein paar systematischen Werkchen in Duodezformat, die dem Zoologen zulezt mehr Eckel als Genuß gewähren. Der Sonntag unterscheidet sich von den übrigen Wochentagen nur dadurch, daß zuerst der Boden der Hütte von den die Woche durch ausschließenden Pflanzen gereinigt wird, um der Wohnung ein etwas festlicheres Ansehen zu geben, durch das Unterlassen derjenigen Arbeiten, die nicht gerade zum Fristen des kümmerlichen Daseins nothwendig sind und durch eine doppelte Ration von Tabak. Komisch ist es dann später zu finden, daß durch eine falsche Berechnung nach dem nicht fortgesetzten Tagebuche der Mittwoch als Sonntag gefeiert wurde.

Freudig werden wieder die ersten schönen, regenfreien Tage begrüßt, und wie alle Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen und die fast steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen recken, so suchen auch die so lange in der Hütte festgebannten Waldbewohner die wohlbekanntesten sonnigen Plätzchen auf, um den von Feuchtigkeit schweren Körper zu durchwärmen. Wie verschieden sieht jetzt der Wald aus, als vor dem Regen; er ist üppiger aber düsterer und unwegsamer, an vielen Stellen ganz unkenntlich; große Erdschlipfe haben mächtige Bäume mit

sich den Abhang hinunterrissen, weite Strecken sind in sich selbst versunken und bilden nur ein wirres, undurchbringliches Verhaß von dichtbelaubten Ästen, eine Erscheinung, die häufig auf diesem lockern Boden vorkommt; Quellen rieseln, wo früher nur eine schwache Furche das Land durchzog, die Flüsse sind weit über die Ufer getreten und überschwemmen die nächsten Umgebungen, und in jeder Vertiefung stehen Sümpfe und Moräste. Aber schon nach wenigen Tagen trocknet die glühende Sonne den Waldgrund etwas auf, die Flüsse kehren in ihr Bett zurück und die nicht mehr genährten Wasser verdunsten.

Fast eben so große Verwüstungen wie die langen Regen, bewirken die Gewitterstürme während der heißen Jahreszeit. Nach einer drückend schwülen Windstille verfinstert sich plötzlich der Himmel, zuckende Blitze zerreißen das schwarze Gewölke, von hundertsältigem Echo zurückgeworfen, dröhnt der grollende Donner durch den zitternden Urwald; vom heulenden Orkan entwurzelt stürzen tausendjährige Bäume mit lautem Krachen zur Erde, und knicken in ihrem gewaltigen Falle die umstehenden Stämme wie Strohhalme, oder entreißen sie mit den Wurzeln dem Boden, und begraben sie unter ihrer ungeheuren Masse. Schauerlich begleitet das Angstgeschrei der aufgeschreckten Thiere diese wilde Musik, und mit Grausen sieht sich der ferne von seiner Hütte den Forst durchstreifende Jäger in den wüthenden Kampf der Elemente verflochten, und hilflos klammert er sich an einen Stamm, der vielleicht im nächsten Momente vom glühenden Strahl gespalten wird. Aber auch in seiner Wohnung fühlt er sich nicht sicher; wie leicht kann der Sturmwind, dessen Gewalt die uralten Bäume nicht widerstehen, den leichten Bau umstürzen und ihn in einem Augenblick obdachlos machen!

Wenn nach einem langen Aufenthalte in dieser Waldregion die wissenschaftliche Ausbeute nicht mehr den täglichen Gefahren und Entbehrungen entspricht, wird endlich der Entschluß gefaßt, nach der vor vielen Monaten verlassenen Montana der christlichen Indianer zurückzufahren. Sorgsam werden die sauer erworbenen Schätze in die wohlverwahrten Säcke gepackt, die wichtigsten Werkzeuge und Waffen mitgenommen, die übrigen, leicht zu ersetzenden Habseligkeiten aber zurückgelassen. Mit dankbarer Anerkennung für den gewährten Schutz, fast schmerzlich und ungerne, wird der lieb gewordenen Hütte Valet gesagt. Nun verödet, nur noch von nächtlichen Thieren bewohnt und von unzähligen Insekten zerfressen, wird sie zuletzt von üppig aufwuchernden Gesträuchen erdrückt. Ehe noch ein Jahr seinen Lauf vollendet hat, ist kaum noch die Stelle, wo sie stand, zu erkennen. Schwer beladen wird der Rückweg angetreten, und der Aufenthalt im Urwalde zur schönsten Zeit des Lebens gezählt; zwar waren der Mühen und Gefahren viele, aber der Lohn auch entsprechend, denn nicht bloß die materielle Ausbeute, nur für wenige Zweige der Wissenschaften von einigem Nutzen, darf in Anschlag gebracht werden, sondern die gesammelten Erfahrungen und das nun erlangte Bewußtsein der eigenen Kraft, die sich erst in ihrem ganzen Umfange entwickeln kann, wenn der Mann, im steten Kampfe mit unsäglichem Hindernissen, auf sich allein beschränkt, durch sich selbst handeln muß.

Mit Staunen werden die schon längst Todtgeglaubten von den friedlichen Indianern der Montanas begrüßt und ihr Wiedererscheinen wie eine Wundermähr von Hütte zu Hütte erzählt. —

Die Erlösung.

Eine rhätische Volksfage, nachgezählt von C. Looser.

So großartig und mannigfaltig, so erhaben und reichhaltig Graubündens Natur und Geschichte sind, so groß und anziehend ist auch der Sagenkreis jenes merkwürdigen, zauberischen Hochlandes. Aus diesem Kreise laßt uns nun eines der schönsten Blümlein, die auf dem bunten Wiesenplan der Sagenwelt blühen, herausheben.